

Der Wert der Apianschen Ansicht wird verständlich, wenn man weiß, daß das Schloß noch zweimal umgebaut wurde. Besonders interessant ist es, daß noch der mittelalterliche Bergfried am Nordwestabhang des Hügels vorhanden war. Von Odelzhausen hat uns wie bei Eisenhofen der Zufall auch den Holzschnitt für das geplante Textwerk erhalten. Ein schönes Blatt, worauf neben Zinnen und Mauern auch der Bäume, Wolken und Vögel gedacht wird. Zugleich aber kann es auch der Kontrolle dienen und bestätigen, daß man aus den Apianschen Landtafeln sehr wohl authentische Ansichten gewinnen kann, die uns das Renaissancebild der Landschaft vermitteln.

Quellen und Literatur

1554 hatte Herzog Albrecht V. dem Philipp Apian, Professor der Mathematik und Arzt (1531–1589), den Auftrag zur Vermessung Bayerns erteilt. 1568 erschienen zu Ingolstadt die „Bairischen Landtafeln“, die bis ins 19. Jahrhundert hinein die einzig genaue Landkarte von Bayern waren. Da Apian sich weigerte, den Eid auf das Tridentinum zu leisten, wurde er 1569 des Landes ver-

wiesen und ging nach Tübingen. Er arbeitete dort noch bis zu seinem Tode an der weit angelegten „Descriptio Bavariae“. Von diesem Werk sind erst in neuerer Zeit Teile erschienen: 1880 der Text, den der Historische Verein von Oberbayern als 39. Band seines „Oberbayerischen Archivs“ herausgab. Ihm haben wir unsere Zitate entnommen. Die im Laufe der Zeit entdeckten Skizzen und Holzschnitte veröffentlichte Otto Hartig in zwei Büchern: 1922 in „Altheimatland“ und 1927 in „Das alte Bayern“.

Zur Skizzierung der Persönlichkeiten von Plieningen, Eck und Hundt wurde Riezlers „Geschichte Baierns“, Band IV (Gotha 1899) und Band VI (Gotha 1903) herangezogen. Hier finden sich auch die angeführten Zitate. Zur Ortsgeschichte sei auf die umfassende Arbeit von Pankraz Fried, „Die Landgerichte Dachau und Kranzberg“ (Historischer Atlas von Bayern, Heft 11/12, München 1958) verwiesen, wo die ältere Literatur aufgezählt ist.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Peter Dorner, 8 München 54, Warschauer Straße 1.

Architektonische Kostbarkeiten im Kloster Fürstenfeld

Von Clemens Böhne

Wenn man von der Kunst im Kloster Fürstenfeld spricht, denkt man in erster Linie an die Klosterkirche. Hierüber ist im Laufe der letzten Jahre eine Menge aufschlußreicher Literatur erschienen. Wenig ist dagegen vom Klostergebäude bekannt, weil es zunächst als Kloster, später dann als Kaserne und Polizeischule der Öffentlichkeit nicht zugänglich war. Die umfangreichen Umbauten und Reparaturarbeiten während der letzten Jahre haben aber eine Fülle von bisher Unbekanntem aufgedeckt, über die kurz berichtet werden soll.

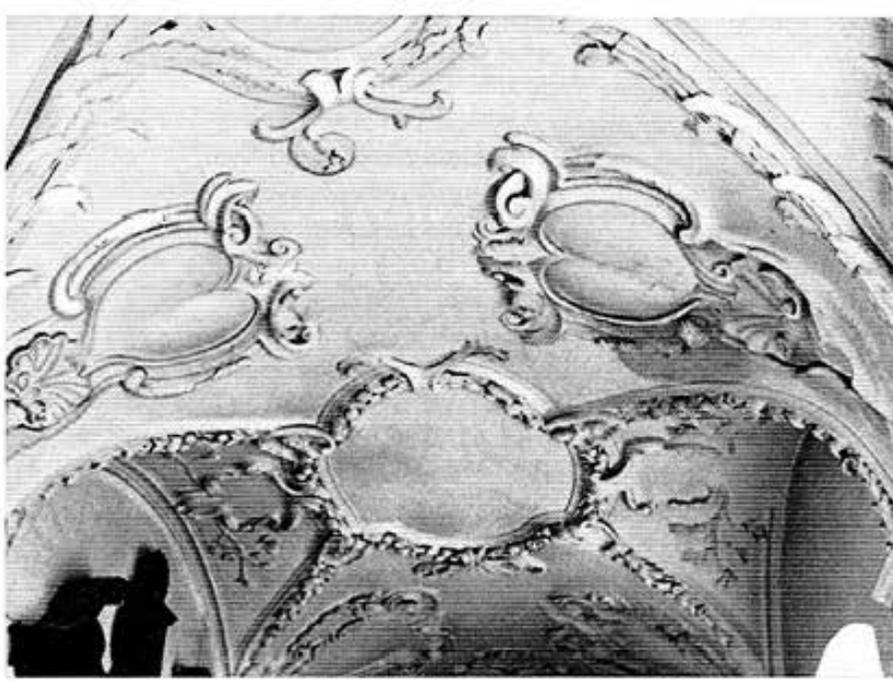
Bekanntlich wurde der Neubau erforderlich, weil die alten Klostergebäude aus dem Ende des 13. Jahrhunderts trotz mehrfacher Umbauten unzureichend geworden waren. Hinzu kam aber, daß der künstlerische Geschmack sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts völlig gewandelt hat. Zwischen den Prälaten der süddeutschen Klöster brach eine Art Wettstreit aus, wer das größte und schönste Kloster besitze, und es gibt in der Tat heute kaum noch einen spätgotischen Klosterbau, der sich durch die Barock- und Rokokozeit bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

In Fürstenfeld ging damals das Leben eines Barock-Prälaten, des Abtes Martin Dallmayer, zu Ende, der wohl in der Lage gewesen wäre, einen solchen Prunkbau zu erstellen. Er besaß die künstlerischen Fähigkeiten, die er bereits am Bau der Klosterkirche in Waldsassen bewiesen hat. Außerdem war dank der langen Friedenszeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sein „Sparhafen“ so stark angewachsen, daß er für einen Klosterneubau ohne weiteres ausreichte. Selbst den Bau zu beginnen, wollte



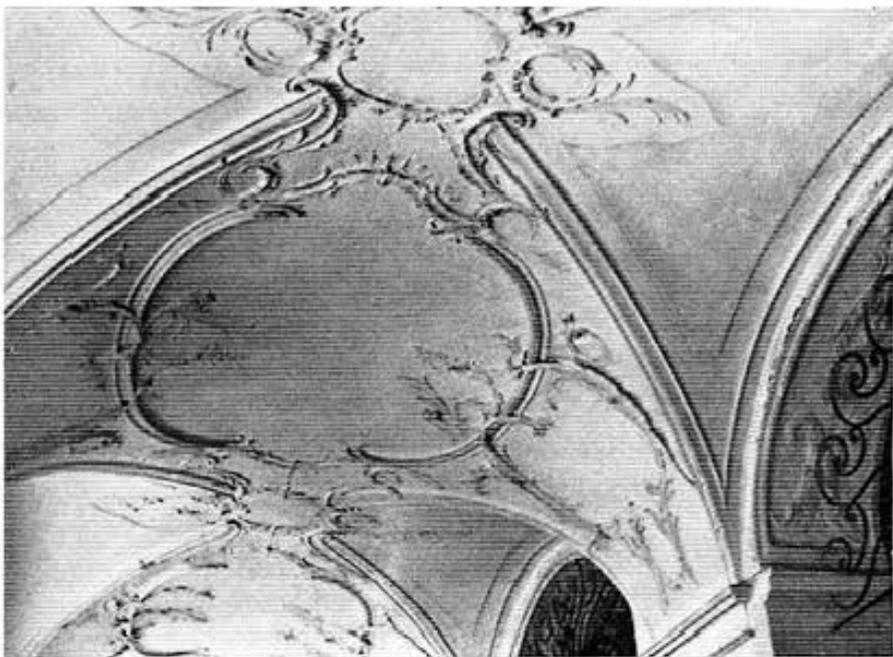
Kloster Fürstenfeld, allegorische Figuren im Treppenhaus. (Abb. 1)

Foto: Ing. Böhne, Fürstenfeldbruck



Kloster Fürstenfeld, italienischer Stuck in den Gängen des ersten Stockwerkes. (Abb. 2) Foto: Ing. Böhne, Fürstenfeldbruck

Abt Martin nicht mehr wagen, weil er sich bereits im achten Lebensjahrzehnt befand. Er konnte sich daher nur darauf beschränken, die Pläne für den Neubau zu erstellen, einen Baumeister zu wählen und für die Beschaffung der umfangreichen Materialmengen zu sorgen. Als er im Jahre 1690 starb, konnte sein Nachfolger, der energische Abt Balduin, das Riesenwerk beginnen. Es mutet heute noch überraschend an, mit welcher Großzügigkeit der Neubau begonnen wurde. Ein störender Nebenarm der Amper erhielt zu diesem Zweck ein neues Bett, die alten Klosterbauten fielen mit dem Fortschreiten des



Kloster Fürstenfeld, süddeutscher Rokokostuck in den Gängen des zweiten Stockwerkes. (Abb. 3) Foto: Ing. Böhne, Fürstenfeldbruck

Neubaues der Spitzhacke zum Opfer und ein Heer von Arbeitern bevölkerte den Bauplatz für die Dauer von elf Jahren.

Die finanzielle Abrechnung des Klosterbaues erfolgte durch ein eigenes Rechnungsbüro, dessen Bücher bis auf den heutigen Tag erhalten sind und über die Baukosten bis auf den letzten Heller Auskunft geben.

Beim Entwurf des Klostergebäudes hat sich der Baumeister Viscardi an die bewährten Grundsätze des Benediktiner- und Zisterzienser-Ordens gehalten. Sie sahen einen rechteckigen Bau vor, der zwei Innenhöfe besitzt und der auf einer Seite durch den Riesenbau der Klosterkirche abgeschlossen ist. Auf eine Schmuckgestaltung der Außenfront legte man in der Barockzeit wenig Wert, sondern man verlegte den gesamten Schmuck durch Architektur, Freskogemälde und Stuck in die Innenräume. Lediglich die der Stadt zugekehrte Front erfuhr eine Belebung durch lisenenartige Vorbauten, wodurch das Gefühl der Langweiligkeit durch die fast unendlichen Fensterreihen vermieden wurde.

Ein riesiges Treppenhaus, wie es bei einer Reihe süddeutscher Klöster zu finden ist, gibt es in Fürstenfeld nicht. Die Aufgänge liegen in den dunkelsten Ecken und besitzen, von einigen allegorischen Figuren in Überlebensgröße abgesehen, keinerlei Schmuck (Abb. 1). Die langen Klostergänge würden etwas langweilig wirken, wenn sie nicht im ersten Stockwerk mit einem schweren Stuck reich verziert worden wären (Abb. 2). Zwar ist die Auswahl der Formen nicht sehr abwechslungsreich, aber die italienischen Stukkateure haben ihr Bestes getan, um den Anblick der langen Gänge für das Auge erträglich zu gestalten. Ihre Probe hatten diese Handwerker bereits in der Münchner Theatinerkirche abgegeben. Nach Abschluß der dortigen Bauarbeiten konnten sie ihre Tätigkeit sofort in Fürstenfeld fortsetzen. Es ist ein schwerer, südländischer Stuck. Die Kanten sind mit den üblichen Frucht- und Laubgehängen verkleidet und ein wildes Akanthuswerk überzieht die leeren Flächen. Bildliche Darstellungen und Figuren sind nur sparsam verwendet. Auch auf die Anwendung von Farben hat man verzichtet. Ob in den kreisförmigen freigebliebenen Flächen Gemälde oder Fresken vorgesehen waren, läßt sich heute nicht mit Sicherheit sagen.

In den Gängen des zweiten Stockwerkes finden wir Stuck von einer anderen Hand. Er stammt aus der Rokokozeit, ist daher wesentlich zierlicher und eleganter und dürfte aus der Zeit um 1760 stammen (Abb. 3). Der Künstlernamen wird von keinem Rechnungsbuch genannt. Betreten wir nun die großen Räume, deren ursprüngliche Zweckbestimmung nicht mehr bekannt ist, so stellen wir auch hier fest, daß der Deckenstuck von der Hand der italienischen Arbeiter stammt. Die Abbildung 4 gibt eine Vorstellung davon, mit welchem Geschick und Sachverständnis hier die Ranken, Figuren, Fruchtgehänge, Muscheln und Kartuschen in etwas aufgelocker-

ter Form über die Decken ausgebreitet sind. Es ist ein Glück, daß sich noch in einer Reihe von großen Sälen dieser Stuck in seiner ursprünglichen Form erhalten und in jüngster Zeit eine durchgreifende Freilegung und Reparatur erfahren hat. Leider muß gesagt werden, daß das barbarische 19. Jahrhundert nicht so rücksichtsvoll mit dem Kloster umgegangen ist. In vielen Räumen wurde der Stuck herzlos von den Decken abgeschlagen, so daß wir heute keinerlei Vorstellung haben, von der Ausschmückung der Abt-Räume. Am meisten ist das Schicksal des sogen. Kaisersaales zu bedauern, der vor etwa 100 Jahren – ehemals durch zwei Stockwerke hindurchgehend – durch eine Zwischendecke in zwei nüchterne Räume unterteilt wurde. Die ganze Ausstattung ist dadurch verlorengegangen, von der wir wissen, daß sie in den Jahren 1696 und 1697 durch Georg Asam, den Vater des berühmten Künstlerpaares Quirin-Egid und Cosmas Damian Asam hergestellt worden sind. Er hatte sich Szenen aus dem Leben des Ordensstifters, des heiligen Bernhard zum Vorwurf genommen. Die Decke schmückte ein Stammbaum des bayerischen Herrscherhauses. Nur in der Hohlkehle der Saaldecke haben sich einige Fresken erhalten, an deren Freilegung von der Tünche zur Zeit gearbeitet wird.

Mit besonderer Eleganz waren die Gemächer des Kurfürsten und seines Gefolges ausgestattet. Zwar ist der Stuck der Decken auch zum größten Teil abgeschlagen worden, doch haben sich drei seltene Kostbarkeiten bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten. Es handelt



Kloster Fürstenfeld, italienischer Barockstuck. (Abb. 4)

Foto: Ing. Böhne, Fürstenfeldbruck

sich um zwei Tür-Umrahmungen und eine Altar-Umrahmung aus der ehemaligen kurfürstlichen Kapelle, die in der sogen. Scaliola-Arbeit hergestellt wurden, eine Art von farbigem Stuck, der wie ein Gemälde wirkt. Die Abbildung 5 gibt eine Vorstellung davon, mit welcher Feinheit diese Technik durchgeführt werden konnte.



Kloster Fürstenfeld, Scaliolaarbeit unter der Mensa des Altars in der kurfürstlichen Kapelle. (Abb. 5)

Foto: Ing. Böhne, Fürstenfeldbruck

Von der übrigen dekorativen Ausgestaltung des Klosters hat sich kaum etwas bis auf unsere Tage gerettet. Öfen, Tür-Umrahmungen, Gitter und andere sonst übliche Kostbarkeiten fehlen vollständig und mögen zu einer früheren Zeit aus Zweckmäßigkeitsgründen beseitigt worden sein. Die noch erhaltenen Stuckdecken waren durch vielfache Tüncheschichten bis zur Unkenntlichkeit entstellt und es ist zu begrüßen, daß sie in langwieriger Arbeit wieder freigelegt worden sind. Zu erwähnen ist noch, daß die Gänge des Klosters mit großen Ölgemälden geschmückt waren, die natürlich bei der Säkularisation zu den ersten Gegenständen zählten, die zur Auktion gelangten. Es muß sich darunter eine nahezu

vollständige Ahnengalerie des bayerischen Herrscherhauses befunden haben.

Zeitlich gesehen liegt die Herstellung des Stucks im Kloster Fürstenfeld zwischen dem der Theatinerkirche in München und dem des Chores der Fürstenfelder Klosterkirche. Man kann an ihnen deutlich ablesen, wie die gleichen italienischen Künstler (Appiani und Perti) mit der Zeit mitgegangen sind und ihre Technik dem jeweiligen Geschmack angepaßt haben.

Anschrift des Verfassers:

Ing. Clemens Böhne, 808 Fürstenfeldbruck, Ludwigstraße 20.

Die ländlichen Hausnamen

Von Dr. Joseph Scheidl†

Fragst du einen Bauern des Amperlandes, wie er heiße, kannst du von einem Manne des alten Schlages noch die merkwürdige Antwort bekommen: „Hans hoäß i, da Loder bin i, und Göttler schreib i mi.“ Er führt zum Vor- und Familiennamen noch einen dritten, und das ist der Hausname. Unser Bauer heißt also Hans Göttler und sein Haus nennt man „beim Loder“.

Woher stammt dieser Hausname? Urkundliche Aufzeichnungen belehren uns, daß während des Dreißigjährigen Krieges (um 1640) ein Sebastian Loder auf den Hof gezogen ist. Seine Nachkommen wirtschafteten darauf bis etwa 1760. Dann erwarb das Anwesen ein Bauer namens Jakob Göttler. Der alte Name Loder ist aber als Hausname bis heute geblieben. Ähnliche alte Hausnamen lassen sich bei unseren Großbauern zu Dutzenden belegen. In den größeren Siedlungen des Amperlandes stammen sie meist aus der Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege, der unseren Dörfern viele neue Geschlechter gebracht hat und dessen gewaltige Verwüstungen viel älteres Namens- und Überlieferungsgut zum Verschwinden brachte. Während die Hausnamen unserer großen Bauernhöfe in der Regel mindestens 300 Jahre alt sind, änderten sich die Hausnamen der Söldner und Häusler innerhalb der letzten 200 Jahre oft zweibis dreimal.

Es ist etwas Merkwürdiges um die Zähigkeit dieser Hausnamen. Da wohnte einmal ein Mann, seines Zeichens ein Weber, in einem Haus. Der Webstuhl darin klapperte die liebe, lange Zeit, bis ihm die neue Zeit mit ihren Fabrikbetrieben eines Tages den Garaus machte. Trotz allem heißt das Haus heute noch immer „beim Weber“. Der Webstuhl, das Haus und der Mann sind in der Vorstellung der Dorfgenossen zu einer festen Einheit verschmolzen, daß der Name „Weber“ noch bleibt, auch wenn eines der drei Dinge einmal ausfällt. Diese Verschmelzung von Haus und Person gilt für alle Hausnamen. Weil nun der Bauer im Dorf immer das kon-

servative Element darstellt und darstellte, wogegen der Häusler „das Moderne“ ins Dorf bringt und brachte, hat auch der bäuerliche Hausname eine besondere Beharrungskraft.

Diese Verschmelzung von Haus und Person hat schon in den ältesten Zeiten gegolten. Wäre es nicht so gewesen, was dann? Es hätte für eine große Zahl von Siedlungen, vor allem für die vielen Einzelhöfe zu keinem festen Ortsnamen kommen können. Wenn z. B. für Milbertshofen bei Vierkirchen der erste Besitzer Munipercht maßgebend für die spätere Ortsbezeichnung war, so hätte es nach dessen Tod der seines Nachfolgers sein müssen; der aber hieß sicher nicht auch Munipercht. Es hätte also alle 30–40 Jahre, kurz mit jedem neuen Besitzer, auch der Ortsname gewechselt werden müssen. Wie schwer wäre da bei der lückenhaften urkundlichen Überlieferung die Deutung der Ortsnamen geworden. Und auch in den vergangenen Jahrhunderten hätte sich schließlich niemand mehr ausgekannt, welcher Ort wirklich gemeint ist.

Bei den Hofnamen ist es ebenso. Den „Loder“ kennt jeder im weiten Umland; wird aber der Familienname genannt, folgt prompt die Frage: „Welcher Göttler?“

Die heutigen Ortsnamen – soweit sie aus Personennamen gebildet wurden – stellen eigentlich die ältesten Hausnamen dar. Mit dem Wachstum der Dörfer, mit der Vielfalt der Höfe in einem Ort, mußte für das einzelne Anwesen je ein eigener Hofname zur Unterscheidung geschaffen werden. Anscheinend wurde auch hierfür in den ältesten Zeiten der Personennamen des ersten Besitzers gewählt, wie dies der im Jahre 828 genannte Annenhof in Untermalching zeigt. Dann aber mag bald auch die besondere Lage des Hofes oben oder unten im Dorf, im Osten, Westen oder Süden (selten im Norden!), am Bach, bei der Kirche usw. namengebend geworden sein. Darnach hießen die Höfe nach Ausweis der Urkunden seit dem 13. Jahrhundert Ober-, Nieder-, Oster-,